

Wie gestaltet sich evangelische Kirche in Bayern künftig? Die aktuellen Reformbestrebungen unter der Überschrift „Profil und Konzentration“ (PuK) werden hier bestimmend sein. Im Folgenden ist zu überlegen, welche Auswirkungen dieses Programms sich für die Wirklichkeit und Konzeption der Ortsgemeinden ergeben dürften – und welche vermieden werden sollten¹.

Der strategische Leitsatz B, der auf der Frühjahrssynode 2017 mitbeschlossen wurde, lautet: „Die ELKB ist Teil der weltweiten christlichen Gemeinschaft, die ihre Mitte in der heilsamen Botschaft des Evangeliums hat. Sie gestaltet diese Gemeinschaft in konkreten Lebensräumen jeweils den unterschiedlichen Kontexten entsprechend und ermöglicht vielfältige Formen von Gemeinden und Beteiligung. Sie macht die gute Vernetzung von Gemeinden untereinander, in der Ökumene und im Sozialraum vor Ort zu einem Qualitätsmerkmal.“ Es fällt auf, dass Kirche hier zunächst einmal überregional definiert ist. Daraufhin ist von Gemeinden so die Rede, dass es angeblich „vielfältige Formen“ derselben gebe. Nicht nur der Begriff der „Beteiligung“ wird ihnen der Bedeutung nach gleichrangig zur Seite gestellt, sondern überhaupt gelten im PuK-Papier, das der Synode vorlag, nun all die anderen denkbaren oder konkret erfahrbaren Gemeindeformen als „gleichwertig gegenüber der Parochialgemeinde“ (19). Das ist in dieser Form ekklesiologisch einigemaßen radikal gedacht.

Was weiter auffällt, ist der Um-

¹ Mit dem vorliegenden Beitrag setze ich fort, was ich in Nr. 12/2017 (199–203) unter der Überschrift „Raum für mehr Kirche“ dargelegt habe.

stand, dass die „Vernetzung von Gemeinden“ des Öfteren angesprochen wird, wobei dann der „Sozialraum vor Ort“ nur als eine unter anderen Vernetzungsmöglichkeiten erscheint. Fettgedruckt heißt es im PuK-Papier, das der Frühjahrssynode vorlag: „Parochialgemeinden müssen sich als Teil von Handlungsräumen verstehen, die diese über die entsprechenden Gremien mitgestalten, dann aber auch an den verabredeten Schwerpunktsetzungen mitwirken“ (17).

Solch autoritäres „Müssen“ könnte mitunter in eine Überforderung von Gemeinden münden, statt sie zu fördern. Der hier vorausgesetzte Grundgedanke, parochiale Gemeinden stärker im Raum zu vernetzen, hat gewiss seine Logik und seinen Charme, sollte aber den Sinn und die Wirklichkeit von Ortsgemeinden nicht überfremden oder überstrapazieren.

Sodann fällt auf, dass das PuK-Konzept sich indirekt angesichts des häufigen Redens von „Vernetzung“ deutlich als vom Denken in den neuen Dimensionen des Digitalen bestimmt erweist: Vielfach dürfte an die Nutzung jenes „Netztes“ gedacht sein, das bekanntlich als mobiles oder stationäres Internet funktioniert.

Demgegenüber erscheint herkömmliche „analoge“ Gemeinschaft in Gestalt örtlicher Kirchen- oder Kerngemeinden fast automatisch relativiert. Und Personalgemeinden, Richtungsgemeinden, Kommunitäten und virtuelle Gemeinschaftsräume wirken jedenfalls eher oder mindestens genauso *up to date*; alle wären miteinander zu vernetzen. Ist das theologisch und insbesondere nach reformatorischen Kriterien ausreichend durchdacht?

Ausrichtung auf Hochverbundene?

Als Grundaufgabe ist im strategischen **Hauptleitsatz** mit an vorderster Stelle genannt: „geistliche Gemeinschaft leben“ (41). Welche Art von Gemeinschaft aber, welche Gemeinschaftsformen sind hier gemeint? Das Papier fragt sehr bewusst: „Was bedeutet geistliche Gemeinschaft vor Ort, wenn sie gleichzeitig Teil einer weltweiten Gemeinschaft ist?“ (10). Stehen da noch lutherische Impulse im Hintergrund, die bekanntlich auf konkrete Versammlungen und gelebte, diakonisch-liebevollle Gemeinschaft(en) im Kontext der örtlichen Kirchengemeinden verweisen²? Gewiss auch, doch eben nicht mehr nur: „Die Gemeinden werden ihre Funktion behalten als stabile Präsenz vor Ort, aber wir werden regional auch andere Formen von Begegnung, Kausalbegleitung, situativer Seelsorge und geistlichen Angeboten brauchen“ (3). Dieses PuK-Votum für „andere Formen von Begegnung“ beruft sich darauf, „dass für viele Menschen – auch für viele unserer Mitglieder – die traditionellen Sozialformen der Kirche nicht primär das sind, was sie suchen und wo Antworten auf ihre Lebensfragen vermuten.“ Offenkundig ist hier alternativ neben Personal- und Richtungsgemeinden vor allem an „digitale Räume“ als zeitgemäße Sozialformen gedacht (wohl namentlich an **Social Media**, die von Kritikern auch schon als „unsoziale Medien“ bezeichnet worden sind³).

² Dazu meine Ausführungen in: Evangelische Kirche – Schiff ohne Kompass? Impulse für eine neue Kursbestimmung“, Darmstadt 2017, 96 ff.

³ Hans Magnus Enzensberger warnt: „Netzwerke wie Facebook nennen sich ‚sozial‘, obwohl sie ihren Ehrgeiz

Derart relativierend wird man kirchentheoretisch insbesondere dann argumentieren, wenn man theologisch „bedürfnisorientiert“ arbeitet, sich also im Rahmen von Paul Tillichs beliebter „Methode der Korrelation“ schwergewichtig am Pol des menschlichen Fragens ausrichtet. Könnte es indessen sein, dass der Antwortpol des Evangeliums doch eher die Gemeinschaftsform der Kirchengemeinde im Sinne der von den Reformatoren gemeinten „Versammlung“ unter dem Wort und des liebevollen Einander-Verbundenseins in geistlicher *communio*⁴ nahelegt? Oder gilt es tatsächlich um der Zeitgemäßheit willen dieses Herkömmliche im Zeichen technologischen Fortschritts zu transzendieren und zu transformieren? Ist heutzutage gewissermaßen eine *communio sanctorum 2.0* anzupeilen?

Der Vernetzungsgedanke unterstellt mit der Offenheit des Netzes einen besseren Zugang zu den in der Ortsgemeinde selbst nicht so Zugänglichen, den nur wenig Verbundenen. Leitend wird von daher die Überlegung, das Arbeiten in Handlungsräumen ermögliche, „dass sich auch die kirchenge-meindliche Arbeit mehr an der Gesamtheit der Mitglieder orientiert“ (17). Eher bedauernd heißt es in diesem Zusammenhang, derzeit fließe ein hoher Anteil personeller

daransetzen, ihre Kundschaft so asozial wie möglich zu behandeln. Wer solche Freunde haben will, dem ist nicht zu helfen“ (Wehrt Euch! In: F.A.Z. vom 28.2.2014, zit. nach <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/enzenbergers-regeln-fuer-die-digitale-welt-wehrt-euch-12826195.html>). Vgl. auch Werner Thiede: *Digitaler Turmbau zu Babel*, München 2015, 99 ff.

4 Vgl. z.B. Christoph Schwöbel: *Gott in Beziehung*, Tübingen 2002, 379ff und 430ff; Miguel M. Garjjo-Guembe: *Gemeinschaft der Heiligen. Grund, Wesen und Struktur der Kirche*, Düsseldorf 1988.

Ressourcen in die (Kontakt)Pfleger hochverbundener Mitgliedschaft; Kerngemeinde bekomme eine hohe Aufmerksamkeit – „dabei zählen mindestens drei Viertel unserer Mitglieder nicht zur aktiven (Kern) Gemeinde.“ Deshalb peilt PuK das Ziel an, dass künftig nur noch 50 Prozent der Arbeitskraft von Hauptamtlichen im parochialen Dienst in die Pflege der geistlichen Heimat gehen sollten (18).

Der Praktische Theologe Klaus Raschzok (Neuendettelsau) stützt übrigens diese Sichtweise, indem er dafür votiert, dass die gesamtkirchlich anstehende „Refokussierung der missionarischen Aufgabe“ sich nicht länger auf die Gewinnung Hochverbundener richten dürfe⁵. Vielmehr solle eine alternative *polyzentrische* Kirchenentwicklung der Pluralität von sozialen Praxen der Mitglieder Rechnung tragen. Es gelte, Räume für selbstgewählte Formen der religiösen Praxis zu eröffnen und damit zu rechnen, dass sich Nähe und Distanz zur Kirche in unterschiedlichen biographischen Situationen variabel konstellieren würden. Neben kirchlicher Verbundenheit durch soziale Nähe gebe es ja auch die Verbundenheit durch soziale Distanz – und sogar das Umschalten zwischen beiden Verbundenheitsmodi. Bei distanzierten Kirchenbindungsformen handele sich keineswegs um Entkirchlichungsphänomene, wie Raschzok unter Bezugnahme auf die 5. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft sagen kann, sondern um Formen der Kirchenbindung, die es der Mehrheit der Kirchenmitglieder erlaubten, unter den Bedingungen einer modernen Gesellschaft ein stabiles und den eigenen Lebensumständen entsprechendes Verhältnis zur Kirche zu pflegen. Deshalb fordert er

5 Klaus Raschzok: In den Raum gestellt (II), in: *Korrespondenzblatt* 6/2017, 102–107, hier 103.

das Aufrechterhalten von offenen „Ermöglichungsräumen“⁶.

Diese strategische Überlegung überzeugt angesichts der Gesamtlage aber keineswegs zwangsläufig. So ist Pfarrer*in Kathrin Oxen vom EKD-Zentrum für evangelische Predigtkultur überzeugt: „Eine Volkskirche werden wir nicht bleiben können, wir werden eine Jüngerkirche werden.“⁷ Wenn Oxen Recht hat, würde das eher für die Orientierung am Ziel einer Kirche Hochverbundener sprechen. Wie freilich eine missionarische Ausrichtung auf Hochverbundene zu bewerten wäre, hängt von der jeweiligen theologischen Position ab. Grob skizziert lässt sich sagen, dass liberale Theologie solche Hochverbundenheit für nicht so wichtig erachten, konservative oder gar evangelikale Theologie hingegen sie als konstitutiv im Hinblick auf wahre Kirchenzugehörigkeit und verheißungsvolle Kirchenentwicklung betrachten dürfte⁸.

6 Klaus Raschzok: In den Raum gestellt (I), in: *Korrespondenzblatt* 5/2017, 79–85, hier 81 f. Bereits 2009 hatte Uta Pohl-Patalong Gedanken geäußert, die sich im PuK-Papier wiederfinden: Die Parochie werde nicht mehr lange die dominierende Form christlicher Gemeinde sein; wer von der Parochie nicht mehr erreicht werde, könnte möglicherweise anderswo erreicht werden; so müsse es viele kirchliche Orte geben, die alle auf ihre Weise Gemeindecharakter hätten (Vielfältige Kommunikation des Evangeliums, in: *Praktische Theologie* 44 [2009], 25–31)

7 Synodenbeitrag, zit. nach Hans-Joachim Vieweger: Ein neuer Reformprozess – mit Chancen und Risiken, in: *ABC-Nachrichten* 1/2017, 9–12, hier 10.

8 Zu bedenken bleibt, dass es in der Verfassung der ELKB in Artikel 20 heißt: „In der Kirchengemeinde verwirklicht sich Gemeinde Jesu Christi im örtlichen Bereich.“ Und weiter: „Die Kirchengemeinde hat die Aufgabe, das Gemeindeleben in ihrem Bereich zu gestalten. Sie hat für die

Dem PuK-Programm kommt es auf Hochverbundenheit offenbar weniger an. Ausdrücklich heißt es: „Die Evangelisch-Lutherische Kirche entwickelt in allen Räumen zukunftsorientiert geistliche Formate und Glaubensangebote (Exerzitien, Rituale, Kasualien, Segnungen, Seelsorge etc.) weiter, die Menschen eine intensive, aber zeitlich abgegrenzte Begegnung mit dem Evangelium und mit dem Heiligen ermöglichen, ohne sie auf Dauer mitgliederschaftlich an die Volkskirche binden zu wollen“ (24). Demgegenüber gilt es aber zu bedenken, was Gerhard Wegner, Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, ausführt: Schon seit den ersten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen habe sich ein „prägender Mythos“ herausgebildet, wonach die realen Kirchengemeinden eher eine Verfallsform des Christlichen seien; in ihnen würden sich vor allem Restbestände der Mitgliedschaft finden, die eigentlich längst aus der Gesellschaft ausgewandert seien; viel spannender seien doch die „Distanzierten“ – wobei jedoch die in den Kirchengemeinden anzutreffenden Menschen „genau jene sind, die sich der Kirche und dem christlichen Glauben am stärksten verbunden fühlen. Diese aber, so meint man, würden sich nur mit sich selbst beschäftigen.“⁹ In Wahrheit sei das nie genau untersucht worden: „Statt einmal genau hinzuschauen, was die der Kirche treu Verbundenen und sich religiös Engagierenden tatsächlich denken und tun, richtet sich das Augenmerk vieler Kirchenleitungen – und

Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament zu sorgen, den Dienst der christlichen Liebe zu üben und die religiöse Bildung zu fördern; sie hat den missionarischen Auftrag in der Welt mit zu erfüllen.“

9 Gerhard Wegner: „...dafür braucht es Gemeinden“, in: Korrespondenzblatt 6/2017, 107-113, hier 108. Nächste Zitate ebd.

zwar je stärker die Krise offensichtlich wird, umso deutlicher – eher auf die anderen: auf die, die sich in Distanz zur Kirche befinden.“

Wie eine Hinterfragung des PuK-Programms liest sich, was Wegner weiter beschreibt: „Die neueren Entwicklungen, die nunmehr quer durch Deutschland das Schwerkgewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen legen und damit die Gefahr heraufführen, dass die Gemeinden faktisch weiter marginalisiert werden, werden durch die Vorstellung der Möglichkeit neuerer Gemeindeformen jenseits der Parochie legitimiert. Tatsächlich aber geht es ja oft genug ... nicht wirklich um die Bindung sich selbst organisierender Gemeinden, sondern um die Bereitstellung religiöser und sonstiger Dienstleistungen, die sich an den unter den distanzierten Christenmenschen vermuteten religiösen und sozialen Konsumentenwünschen orientieren.“ Tatsächlich legt das PuK-Papier im Zuge einer Mindergewichtung von Ortsgemeinden zu Gunsten neuerer Gemeinde- und Gemeinschaftsformen „das Schwerkgewicht der Ressourcen auf die mittleren Kirchenebenen“, indem es betont vom Handlungsraum-Konzept her anstelle von Kirchengemeinden die Dekanate favorisiert: „Der Gedanke ‚Raum‘ korrespondiert mit der schon lange in der ELKB vorherrschenden Erkenntnis, dass die mittlere Ebene gestärkt werden muss. Hierbei sind in erster Linie Dekanatsbezirke im Blick. Teilweise sind Dekanatsbezirke aber größer als z.B. Sozialräume. In diesem Fall ist an Substrukturen von Dekanatsbezirken zu denken. In anderen Fällen ist es sinnvoll, Handlungsräume über mehrere Dekanatsbezirke hinweg zu konzipieren. Es wird vorgeschlagen, den Begriff ‚Handlungsraum‘ zu verstehen als den Dekanatsbezirk oder Teil eines Dekanatsbezirks oder Vielfaches von Dekanatsbezirken“ (14). Kurz und

gut: Es geht um „handlungsfähige Größen von Dekanatsbezirken“ (15)¹⁰. Der „Raum“ werde künftig normalerweise der Dekanatsbezirk sein. Helmut Völkel, der Personalchef der ELKB, unterstreicht: „Die Verantwortung muss noch konsequenter als bisher auf diese Ebene, also die Dekanatsbezirke, übergehen, die am besten wissen, wo die Bedarfe sind und wo sie künftig Schwerpunkte setzen müssen.“¹¹

Geschützte Anders-Orte

Nun ist es zweifellos sinnvoll, dass über Gemeinden auch in sie unmittelbar übergreifenden Größen nachgedacht wird, also räumlich benachbarte Gemeinden „sich aufeinander beziehen und kooperieren“ (20). Solches kann in der Regel gut auf Dekanatsebene organisiert werden. Doch sollte diese Ebene auch nicht überschätzt oder womöglich überfordert werden. So warnt der Synodale Hans-Joachim Vieweger, dass in PuK eine „abstrakte Raumebene eine unangemessen große Bedeutung bekommt. Und das in einer Zeit, in der sich andere evangelische Kirchen genauso wie das katholische Erzbistum München und Freising gerade wieder von der Zentralisierung auf der so genannten ‚mittleren Ebene‘ verabschieden.“¹²

10 Konsequenter geht das PuK-Papier „vom Dekanatsbezirk als Grundform des Handlungsraums“ aus (19, 31)

11 OKR Helmut Völkel im Interview „Pfarrerberuf zwischen Idylle und Alltag“, in: Evangelisches Sonntagsblatt aus Bayern 37/2017, 3.

12 Vieweger, a.a.O. 10. Der katholische Theologieprofessor Herbert Haslinger macht in seinem Buch „Gemeinde – Kirche am Ort“ (2015) auf eine analoge Entwicklung in der römischen Kirche aufmerksam: Durch Fusionen und Zusammenlegungen seien Pfarreien und neue Strukturgebilde entstanden, die in ihrem Umfang kleinen Diözesen glichen. Demgegenüber habe doch das Zweite Vatikanische Konzil

Der Grund für solche Verabschiedungstendenzen dürfte mit der Erkenntnis zu tun haben, dass der ortsgemeindlichen, also direkten Beziehungsebene doch ein größeres Gewicht zukommt, als in neuerer Zeit oft angenommen wird¹³. So erklärt Gerhard Wegner: „Wer verlässliche Weitergabe des Glaubens will – die letztlich niemals ohne Familien läuft –, der braucht Gelegenheiten und Angebote an Beziehungen; Einübung in den Glauben funktioniert nicht abstrakt-medial.“¹⁴ Im Unterschied

eindeutig definiert, Gemeinde sei Kirche am Ort. Statt weiter Großpfarreien zu etablieren, müsse neu bewusst werden, dass gerade die Menschen vor Ort das bilden, was man kirchlich „Gemeinde“ nennt. 13 Jan Hermelink zufolge ist die wichtigste Leistung der Parochie die verlässliche, leicht auffindbare Präsenz, die das Wort Gottes in der lokalen Öffentlichkeit hörbar und sichtbar macht: „Indem die kirchliche Organisation ... sich an vorgegebenen Ortsgrenzen orientiert und traditionsreiche Gebäude unterhält, markierte sie die geschichtliche Vorgegebenheit des Evangeliums und darin nicht weniger als die immer schon zuvorkommende Gnade Gottes. ... Dass die Ortskirche prinzipiell offen, dass die Pfarrperson prinzipiell für alle Christen vor Ort zuständig ist, das markiert schließlich die genuine Voraussetzungslosigkeit des christlichen Glaubens selbst“ (Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens, Gütersloh 2011, 132 f.).

14 Wegner, a.a.O. 108. Kurt Rommel fragt mit Recht: Muss sich nicht „in unseren Gemeinden etwas von einer familia dei, in Gottes Namen etwas Familiäres entwickeln?“ (Kirche im Jahr 2000, Stuttgart 1987, 20). „Denn nur solche Hausgemeinden können von ihrer Größe und Eigenart her so beim Christwerden helfen und im Christsein begleiten, wie es nötig und nicht mehr vielen Familien möglich ist“ (21). Hilfreiche Vorschläge für organisierte Nähe unterbreitet Andreas von Maltzahn: Weniger ist anders. Plädoyer eines Bischofs für eine

zur Gemeinschaftsorientierung in Kirchengemeinden erfolge eine Außenorientierung deshalb nicht automatisch, weil sie stets mit erheblichem zusätzlichem Energieaufwand verbunden sei, der irgendwoher bestritten werden müsse. Die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung habe – gegen ihre eigene Intention und entgegen der Tradition ihrer Vorgängerinnen! – erkennbar die Bedeutung der Kirchengemeinden wiederentdeckt. Da überrasche vor allem eine Zahl, die interessanterweise in der Auswertung zunächst übersehen worden sei: „So fühlen sich 45 % der Kirchenmitglieder ihrer Ortsgemeinde sehr und ziemlich verbunden und ebenso etwa 44 % der evangelischen Kirche insgesamt. Die Landeskirchen, andere evangelisch-diakonische Einrichtungen fallen demgegenüber weit ab.“ Demnach erweist sich die Kirchengemeinde – ganz nüchtern und rein faktisch – nach wie vor als „die mit Abstand wichtigste Drehscheibe von Kirchenmitgliedschaft. Die seit vielen Jahrzehnten gepflegte Vorstellung von der Existenz einer großen Gruppe von Evangelischen, die sich der evangelischen Kirche als solcher verbunden fühlen, aber zu den Kirchengemeinden aufgrund deren randständiger Existenz Abstand halten würden, ist mit diesen Zahlen widerlegt.“¹⁵ Wie Wegner ausführt, gibt es um die Hochverbundenen herum einen Resonanzraum von etwa 45 Prozent der Mitglieder, die prinzipiell das entscheidende Potenzial für eine kirchliche Kommunikation darstellen: „Sucht man nach kommunikativen Potenzialen, so liegen sie in diesem Feld, und nicht unter den Distanzierten.“ Durch die Präsenz der Kirche als Ortsgemeinde gewinne die evangelische Kirche einen Großteil ihrer Sichtbarkeit

neue kirchliche Präsenz in der Fläche, in: zeitzeichen 11/2016, 16–18.

15 Wegner, a.a.O. 109 f. Nächstes Zitat ebd. 111.

in der Fläche¹⁶. „Die der Kirche Höherverbundenen zeigen nicht nur in allen religiösen und kirchlichen Dimensionen höhere Werte auf. Sie sind auch diejenigen, die insgesamt gegenüber Innovationen in der Kirche aufgeschlossener sind.“ Damit ergebe sich die große Bedeutung einer meist kirchengemeindlichen oder jedenfalls intensiveren kirchlichen Kommunikation gerade bei denjenigen, die neue Formen und eine sich insgesamt experimentell verstehende Kirche haben wollten. Eine besonders große Bedeutung hätten Kirchengemeinden zudem hinsichtlich der Gewinnung und Aktivierung von Ehrenamtlichen; auf deren Kosten gehe es, sobald man Kirchengemeinden fusioniere.

Es gibt also gute Argumente, die Tendenzen in Richtung einer Marginalisierung der parochialen Ortsgemeinden hinterfragen – und für ihre Neugewichtung als von der Kirche angebotene und geschützte „Anders-Orte“¹⁷ sprechen. Nicht

16 Es liegt am Tage: „Durch die Sichtbarkeit der Kirche in der Ortsgemeinde gewinnt die evangelische Kirche insgesamt ihre Sichtbarkeit“ (Wegner, a. a. O. 113). Martin Abraham bemerkt: „Je mehr die christliche Durchdringung der Gesamtkultur abnimmt, desto stärker wächst der Bedarf an profilierten Gemeinden, die für ihre Region eine Art ‚Leuchtturmfunktion‘ erfüllen können“ (Evangelium und Kirchengestalt. Reformatorisches Kirchenverständnis heute, Berlin 2007, 533).

17 Vgl. Nicole Grochowina: Gemeinden als Anders-Orte – eine Perspektive für Gegenwart und Zukunft? in: DtPfrBl 6/2017, 330–335. Die Autorin plädiert „für Gemeinden als ‚Anders-Orte‘ mitten in einer Welt, die zwar als post-säkular gilt, aber ihr Bedürfnis nach Sinnstiftung nicht mehr unbedingt in kirchlichen Gemeinden stillt“ (331). Anders-Orte seien solche Gemeinden, „an denen die Logik des Evangeliums regiere, an denen also die Verschiedenheit nicht nur

von ungefähr moniert Corinna Hektor am PuK-Programm einen durchgehenden „Ton einer Abwertung von Ortsgemeinde und bestehenden Formen“¹⁸. Vieweger vermerkt: PuK „kann – obwohl immer wieder auf die Bedeutung dezentraler Entscheidungen hingewiesen wurde – auch auf Kosten der Gemeinden gehen und ihnen Handlungsspielräume nehmen. Zu Recht hat der Gemeindebund Bayern im Vorfeld der Synode den negativen Unterton des ‚PuK‘-Papiers gegenüber den Kirchengemeinden kritisiert. So hieß es ursprünglich, die parochiale Gemeinde sei ‚in ihrer oft statischen Selbstbezogenorganisation zu wenig einladend! Eine Behauptung, die von den Verfassern des Impulspapiers aufgrund der Kritik zurückgezogen wurde.“¹⁹

Schon vor über einem halben Jahrhundert hatte Hugo Schnell der ELKB den biblisch²⁰ begründeten

erduldet, sondern angenommen und zugleich das Geheimnis der gegenseitigen Liebe und zugewandten Brüderlichkeit nicht aus dem Blick verloren werde.“

18 Corinna Hektor: Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber..., in: Korrespondenzblatt 6/2017, 93-102, hier 97.

19 Vieweger, a.a.O. 9.

20 „Mit ihrer klaren Orientierung an der vor Ort lebenden Gemeinde und dem in das Predigtamt berufenen Gemeindepastor oder der Gemeindepastorin entspricht das Kirchen- und Gemeinde-Bild der überwiegenden Mehrheit der Kirchenglieder sehr deutlich den auf die Kirche Jesu Christi bezogenen Grundweisungen des Neuen Testaments und der reformatorischen Bekenntnisschriften“ (Gisela Kittel u.a.: Kirche der Reformation? Erfahrungen mit dem Reformprozess und die Notwendigkeit der Umkehr, Göttingen 20172, 363). In diese Richtung argumentiert bereits mein Beitrag „Der Sinn von Kirche. 25 Thesen zum Kirchenverständnis“ in: Korrespondenzblatt 12/2007, 166 f.

Sachverhalt ins Stammbuch geschrieben: „Die Kirche darf in keinem Augenblick vergessen, daß sie sich aus den Gemeinden aufbaut, daß sie in ihnen und aus ihnen lebt.“²¹ Der verstorbene Schweizer Dogmatiker Walter Mostert hat unterstrichen, die Universalität der Kirche bestehe nicht in der Zentralorganisation, sondern darin, dass „unendlich viele endliche Gemeinschaften existieren, die alle im Namen des gleichen Herrn versammelt sind. In jeder Kirchengemeinde auf der ganzen Welt existiert die Kirche.“²² Auch Klaus Raschzok sieht die Ortskirchengemeinde als „Kirche in nuce, da in ihr alle Vollzüge prinzipiell möglich sind und auch im Wesentlichen, wenn auch fragmentarisch, stattfinden. ... Ziel ist ein Verständnis der Ortskirchengemeinde als ‚Nukleus‘ der gesamten modernen Volkskirche. Diese Bewusstseinsarbeit hat zunächst in der Pfarrerschaft selbst und dann in den Leitungs- und Entscheidungsgremien vor Ort wie dem Kirchenvorstand einzusetzen.“²³ Im Geiste Luthers betont gleichermaßen der Wittenberger Pfarrer Alexander Garth: „Die Ortsgemeinde als Gemeinschaft der Getauften und Glaubenden bildet die Kirche, nicht aber die Institution.“²⁴

Auch laut Gisela Kittel ist jede Gemeinde „in vollem Sinn Kirche Jesu

21 Hugo Schnell: Die überschaubare Gemeinde, Hamburg 1962, 42

22 Walter Mostert: Jesus Christus – Anfänger und Vollender der Kirche. Eine evangelische Lehre von der Kirche, Zürich 2006, 75. „Für die Kirche folgt daraus, daß die kirchliche Ortsgemeinde die primäre Erscheinungsform der Kirche ist“ (76).

23 Raschzok II, a.a.O. 103 f.

24 Alexander Garth: Gottloser Westen. Chancen für Glauben und Kirche in einer entchristlichten Welt, Leipzig 2017, 166. Garth beklagt den Trend in der EKD „zur Hierarchisierung und Zentralisierung“ (167) und fordert: „Wir müssen näher an die Menschen“ (175)

Christi“ – und kann daher weder von einer anderen Gemeinde noch von einem übergemeindlichen Gremium oder Leitungsamt bedrängt oder aufgelöst werden²⁵. Kittel und ihre Mitautoren rufen aktuell in Erinnerung: „Nach etwa zwanzig Jahren Strukturumbau der Evangelischen Kirche zeigen sich die angerichteten Schäden unübersehbar. Sie sind vor allem in jenen Landeskirchen und Kirchenkreisen zu spüren, die im sogenannten ‚Reformprozess‘ kühn voranschritten.“ Eine bedenkliche Verschiebung im evangelischen Kirchenverständnis habe sich ereignet – mit den Folgen einer Umdeutung des Predigtamtes, einer unevangelischen Vorordnung bestimmter Ämter und Dienste vor andere kirchliche Dienste und einer Veränderung in der Grundorientierung kirchlichen Lebens. Weil die christliche Kirche weithin nicht mehr als die Versammlung der Glaubenden gesehen werde, die auf das Wort ihres Herrn hört, sondern primär als soziale Organisation, sei die Selbsterhaltung des derart organisierten Apparates an die erste Stelle der Vorsorge gerückt: „So schreitet die Institution ‚Kirche‘ über engagierte und bisher ihren Gemeinden treu verbundene Gemeindeglieder hinweg.“ Droht nicht solches womöglich mit dem PuK-Konzept in der ELKB umgesetzt zu werden? Die Frage bleibt in dieser Hinsicht: Werden die Einwände und Gegenargumente im Verlauf der prozesshaften Umsetzung gehört und angemessen berücksichtigt werden? Vielleicht diagnostiziert sich der Prozess mit der Zeit auf Grund von kritischen Rückmeldungen selber, dass er die Ortsgemeinden noch einmal in anderer Weise wahrnehmen und fördern sollte.

Prof. Dr. Werner Thiede,
Neuhausen

25 Kittel u. a., a. a. O. 363. Nächste Zitate ebd. 360 f.